

Heinrich Leuthold.

Eine Pathographie.

Von

R. Weichbrodt.

(Aus der Psychiatrischen u. Nervenlinik der Universität in Frankfurt a. M.
Direktor: Prof. *Kleist*.)

(Eingegangen am 9. September 1924.)

Heinrich Leuthold wurde am 9. VIII. 1827 in dem Dorfe Wetzikon bei Zürich geboren. Sein Vater betrieb eine Sennerei, seine Mutter war eine abenteuerliche, eigenwillige, haltlose Frau. Die Familienverhältnisse waren daher äußerst zerrüttet, und schon nach 4 Jahren ging die erste Ehe in die Brüche. Der Vater starb später im Jahre 1853 im Armenhaus. Auch die zweite Ehe der Mutter hielt nicht lange an. Daß diese hemmungslose Mutter, die zudem noch viel außerhalb des Hauses sein mußte, um die 4 Kinder zu ernähren, dem Knaben keine brauchbare Erziehung geben konnte, ist begreiflich. Die Erziehung der Kinder lag auch hauptsächlich in den Händen der Großmutter mütterlicherseits, die Heinrich ganz besonders verwöhnte. In der Schule lernte er sehr gut und war wegen seiner Begabung sehr beliebt; außerhalb der Schule wird sein Benehmen als eckig und schüchtern bezeichnet. Schon zwischen dem 7. und 8. Jahr begann er zu reimen. Seine Mutter war von seinem „geschäftigen Müßiggang“ nicht eingenommen, war doch der träumerische Knabe im Gegensatz zu seinen Brüdern für Holzspalten, Wassertragen und ähnliche Handreichungen ganz unbrauchbar.

Während der Schulzeit nahm sich seiner der Sekundarlehrer Kaspar Sieber an, der auch später als Regierungsrat seine Zuneigung ihm bewahrte; durch ihn wurde er mit Goethe, Schiller, Lenau, Herwegh vertraut. In seinem Schulabgangszeugnis heißt es, daß er ein mit den vorzüglichsten Geistesgaben ausgestatteter Knabe sei, der nebst großer Lernbegierde auch in sittlicher Hinsicht nie zu einer Klage Veranlassung gegeben hätte, so daß er ohne Bedenken für den Lehrerstand empfohlen werden könnte.

Ohne die gewöhnliche Vorbereitung bezieht er von 1847 an die drei deutschschweizerischen Hochschulen Bern, Basel, Zürich. Durch Privatstunden und untergeordnete Bureauarbeiten sucht er sich durch-

zuschlagen. Von einem geordneten Studium kann bei seinem Wankelmut, seiner Unentschlossenheit, seiner Haltlosigkeit keine Rede sein. Seine Studien nehmen nicht den üblichen offiziellen Abschluß, und zeitlebens blieb seine Lebensbahn, wie Hermann Hesse sehr richtig sagt, jenseits der Linie des Bürgerlichen und Konventionellen, er trieb einsam und oft reichlich verwahrlost durch ein äußerlich verfahrenes und zielloses Leben dahin. Er studiert zuerst Jus, d. h. er nascht daran, mehr gilt seine Neigung der Kunst. Der Student, der blühende, kraftvolle Wildling gefällt den Frauen. Ein sonniges Naturkind, Rosina, fesselt ihn ein Jahr, dann heiratet sie einen andern. Nun folgt Emma Brenner, die Frau eines Advokaten, die sich die jubelnde Liebe des Dichters eine Weile gefallen läßt, ohne sie recht zu erwidern. Ende 1848 geht er nach Zürich, aber auch hier kommt es zu keiner nachhaltigen Arbeit. Eine neue Leidenschaft ergreift ihn. Karoline Trafford, aus einer sehr angesehenen Schweizer Familie, die eine unglückliche Ehe durch Scheidung löst, zieht ihn an, lang widersteht sie, schließlich gibt sie nach. Sieben Jahre hält das Verhältnis an, dem eine Tochter entspringt. Er hat vor, sie zu heiraten, aber es bleibt bei dem Vorhaben. Ein planloses Herumziehen beginnt; nach einem Aufenthalt in der französischen Schweiz, dem er sprachliche und literarische Bereicherung verdankt, wie Bohnenblust hervorhebt, treffen wir ihn mit Lina Trafford in Chambéry, Turin, schließlich im Sommer 1855 in Genua. Obwohl ein Bruder Linas ihn pekuniär für zwei Jahre sicherstellt, damit er seine Studien beende, macht er kein Examen. 1857 ist der Rausch, der ihn zu einer Reihe schöner Gedichte befähigt, verflogen. Er geht, körperlich schon kränklich, nach München, um sich auf Jakob Burckhardts Rat ganz der Kunst zu widmen. Unter dem Namen Alligator wird er in den Kreis „der Krokodile“ aufgenommen, einen literarischen Kreis, dem Männer wie Paul Heyse, Hermann Lingg, Wilhelm Hertz, Heinrich Reder u. a. angehörten. Der Name war Hermann Linggs Gedicht „das Krokodil zu Singapur“ entlehnt. Der erhabene Charakter dieses Amphibiums schien den Mitgliedern, wie Paul Heyse schreibt, trefflich zum Vorbild idealistischer Poeten zu taugen. Paul Heyse (Jugenderinnerungen und Bekenntnisse) gibt dabei auch eine Schilderung Leutholds, die uns sehr gut über den Münchner Aufenthalt Leutholds orientiert:

„Ich muß hier den Namen Heinrich Leutholds nennen, weil nach dem beklagenswerten Ausgang des Unglücklichen mehrfach die Meinung laut geworden ist, die geringe Förderung und Anerkennung seines Talents, die er in München gefunden, habe seinen Geist zerrüttet. Er sei eben eines der verkannten Genies gewesen, die der Widerstand der stumpfen Welt in Wahnsinn und Tod getrieben. Diese Legende zu zerstören, liegt mir zur Steuer der Wahrheit und Gerechtigkeit am

Herzen. Denn weder ‚verkannt‘, noch ein ‚Genie‘ war der merkwürdige Mensch, der aus der Schweiz zu uns herüberkam und jeden von uns, dem er begegnete, schon durch seine äußere Erscheinung, mehr noch durch sein geistreiches Wesen interessieren mußte.

Eine hohe, kraftvolle Figur, auf der ein bleicher Kopf mit scharfen, regelmäßigen Zügen saß, das Haar kurz geschoren, um den stets etwas bitter gerümpften Mund ein graublonder Schnurrbart, an dem kräftigen Kinn ein Knebelbärtchen. Er sprach mit einer rauhen Stimme und stark schweizerischen Kehllauten, stoßweise, seine Worte mit großzügigen Gebärden begleitend.

Wer ihn ins Krokodil einführte, weiß ich nicht. Doch machte er sofort Aufsehen durch einige seiner Gedichte von jener hohen Formvollendung, die ihn als einen leidenschaftlichen Platenverehrer ankündigte. Nicht minder erregte er unsere Aufmerksamkeit durch die schneidende Kritik, die pessimistische Grundstimmung seines Geistes, so daß wir der Meinung waren, eine höchst wertvolle Akquisition an ihm gemacht zu haben.

Die Jüngeren wurden seine treuen Anhänger, Geibel verband sich mit ihm zur Herausgabe von Übersetzungen französischer Lyrik, ich zog ihn in mein Haus, wo er besonders zu Wilbrandt bewundernd aufsaß, und so ging man längere Zeit in einem losen freundschaftlichen Verkehr mit ihm um, der sich nicht fester und wärmer gestalten konnte, da eine unbezwingliche innere Unzufriedenheit ihm und uns zuweilen die besten Stunden verdarb.

Er machte mit zynischer Naivität kein Hehl daraus, daß er vom Neidteufel besessen war. „Wenn ich etwas Schönes lese, so ärgere ich mich; wenn ich aber etwas recht Schoßles in die Hände bekomme, freue ich mich!“ — bekannte er ohne jedes Bedenken. Denn da er im Grunde für seine Poesie keinen tieferen seelischen Gehalt in sich hatte, nichts wahrhaft Eigenes und Bedeutendes auszusprechen sich gedrungen fühlte, sondern bei seinem Dichten nur einen virtuoson Formtrieb betätigte, wurde ihm nie so herzlich wohl in seinem Innern, daß er auch anderen ihre stille Befriedigung gegönnt hätte. Mehr als einmal geschah es, daß er bei einer munteren Bowle, die eine behagliche Stimmung erzeugte, irgendeinen, dessen Augen besonders vergnüglich glänzten, zur Zielscheibe der empfindlichsten Bosheiten ersah, nur damit noch einem anderen so innerlich unwohl werden sollte wie ihm selbst.

Diese kleinen gelegentlichen Schadenfreuden ließen wir ihm hingehen, obwohl wir ihm nicht zugestehen konnten, daß er Ursache habe, mit seinem Schicksal zu grollen, wenn wir auch manche seiner grimmigen Launen dem Druck der Armut, der auf ihm lag, zugute hielten. Doch daß er noch keinen Weltruhm erlangt, durfte er Gott und der

Welt nicht zum Vorwurf machen. Sein unfertiges Epos ‚Penthesilea‘ in wunderlich galoppierenden, prunkvollen Anapästten ohne eigentliche Gestaltungskraft, seine Platen nachempfundenen melancholischen Verse und die wenigen trefflichen Übersetzungen Bérangers, Briseux und Lamartines wurden ihm noch über Verdienst gedankt, und das warme Interesse so vieler guter junger Freunde war doch wahrlich auch kein geringer Lebensgewinn.

Gleich trieb ihn sein Dämon, auf einen aus unserm Kreise ganz aus hellem Himmel einen giftigen Pfeil abzuschießen. In einem der Münchner Winkelblättchen erschien ein Spottgedicht gegen Julius Große, als dessen Verfasser man allgemein Leuthold bezeichnete. Als ich ihm beim nächsten Krokodil das Blatt vorhielt, überflog seine Wange eine dunkle Röte; er sprach kein Wort, stand auf und verließ uns, um nie wieder den Fuß über unsere Schwelle zu setzen.

Der Witz jener Strophen war so gering, der Anlaß dazu so unerfindlich gewesen — nur der Wahnsinn, der ihn schon damals umlauerte, konnte erklären, wie der Unbegreifliche sich zu diesem schnöden Verrat an alter, guter Freundschaft hatte fortreißen lassen. Er war im Jahre 1864 nach Stuttgart gegangen, wo er in der Redaktion einer Zeitung sein seltsames Wesen forttrieb, wovon manches Wunderliche verlautete, dann auf kürzere Zeit zu uns zurückgekehrt, wo er sich aber durch allerlei Brutalitäten, deren jener Angriff auf Große der letzte war, unmöglich machte, bis er in seine Heimat zurückkehrte, um dort ein Ende zu finden, dessen Tragik alles, was er früher gesündigt haben mochte, in milderem Licht erscheinen ließ, als Symptome der geistigen Erkrankung, die seine reich angelegte Natur unterwühlen und ihn früh in die Nacht hinunterreißen sollte.“

In der Münchner Zeit trägt sich Leuthold mit vielen Plänen, ohne daß ihm etwas Besonderes gelingt. Im Jahre 1862 gibt er mit Geibel einen Band ausgezeichnete Übersetzungen „fünf Bücher französischer Lyrik in deutscher Nachdichtung“ heraus, von denen die meisten und besten ihm zugeschrieben werden. Er versucht es dann mit der Journalistik; darüber und überhaupt über die folgende Zeit belehrt uns am besten ein Brief von Wilhelm Hertz an Baechtold vom 6.VII. 1879:

„. . . Soviel ich meinen kurzen Tagebuchnotizen entnehmen kann, siedelte L. mit Brater von der Süddeutschen Zeitung im Herbst 1862 nach Frankfurt über. . . . Von Frankfurt wurde L. im November 1862 durch ein schmerzliches Ereignis hierher gerufen. Sein Stiefbruder Gotthilf Stoessel, den er sehr lieb hatte, wurde in einer nächtlichen Rauferei von einem Handwerksgesellen mit einem Hobeisen am Arm verwundet und starb im Krankenhause an Pyämie. L. jammerte in leidenschaftlichem Schmerz. Einige Tage nach dem Begräbnis kam er in meine Vorlesung über deutsche Heldensage; bei der

Schilderung von Beowulfs Bestattung brach er in heftiges Weinen aus. Im folgenden Monat siedelte er wieder nach München über, wo er sich mit Journalistik beschäftigt; doch bekam man nur selten von ihm etwas zu lesen. Seine Liebhaberei war, möglichst lange zu kneipen, die Heimgehenden zu begleiten und ihnen oft bis zum Morgen Verse zu rezitieren. . . . Er war uns lange Zeit ein lieber Gesell, durch sein originelles, kaustisches Wesen erfrischend und erheiternd. Seine Reden pflegten mit Schmeicheleien zu beginnen und mit Grobheiten zu enden; man lachte über beides. Er war der mephistophelische Schalk in der Gesellschaft und hatte die Freiheit der Pritsche. Allein mehr und mehr erhielt in ihm der Dämon das Übergewicht. Seine Schmeicheleien wurden immer widerlicher, seine Grobheiten immer bössartiger und brutaler, seine Taktlosigkeiten geradezu haarsträubend. Ich sehe ihn noch, wie er an unseren Festmahlen grunzend von Stuhl zu Stuhl ging, um jedem etwas Unangenehmes, womöglich etwas Verletzendes zu sagen. Von den Heldentaten seiner Räusche ließe sich eine ganze Ilias singen. Er hatte ja den ‚bösen Suff‘, wie er böser kaum gedacht werden kann. Im Dezember 1864 ging er nach Stuttgart als Redakteur der Schwäbischen Zeitung. Aber schon im Februar kam der Verleger Kröner in Verzweiflung hierher, erzählte einen ganzen Abend lang incredibilia von L.s Aufführung und suchte einen anderen Redakteur. . . . Als ich im Herbst 1865 nach Stuttgart kam, war L. noch dort; aber man mied seinen Umgang. Er war fast immer betrunken, saß bis spät in die Nacht in den Weingärtnerkneipen des Bühnenviertels und deklamierte dem staunenden Volk seine Gedichte. . . . In Stuttgart unmöglich geworden, kehrt L. ganz verwildert zu Anfang des Jahres 1866 nach München zurück und trieb es auch hier so arg, daß er sich mit einem großen Teil seiner alten Freunde gründlich überwarf. Darunter war auch ich. . . .“

Daß Leuthold seine Frankfurter Stellung „vielleicht zu leichtsinnig“ aufgegeben habe, gibt er selbst zu. Nach dem Tode des Stiefbruders geht er in die Schweiz, erkältet sich auf der Reise und zieht sich eine Verschlimmerung seines Lungenleidens zu. Er befindet sich in den drückendsten Verhältnissen und ist auf die Wohltätigkeit seiner Verwandten angewiesen. 1863 bietet ihm Keller einen Redakteurposten an der Winterthurner Zeitung an, er lehnt ab. Wie schon erwähnt, geht er 1864 nach Stuttgart. Vorher konsultiert er noch Dr. *Buhl* in München. „Sein Antlitz hatte“, wie sein Biograph Ernst schreibt, „eine fast grüne Farbe; aus demselben sprachen in erschreckender Weise die verheerende Brustkrankheit, die nervenaufreibenden Nahrungsorgen und leiblichen Entbehrungen; die Augen, welche in metallischem Glanze leuchteten, erinnerten unwillkürlich an den Blick Geistesgestörter.“ Dr. *Buhl* soll ihm von jeder Tätigkeit abgeraten haben,

da er nur noch eine kurze Lebenszeit vor sich habe (?). Ein Stuttgarter Arzt soll ihm in schonenderer Weise dasselbe gesagt haben. Gegen sein Übel nahm er eine Rotweinkur, d. h. er trank nun maßlos. Er sieht selbst ein, daß seine Arbeitsfähigkeit völlig erlischt, ohne zu erkennen, daß dies zum größten Teil auf die Trunksucht zurückzuführen sei. So heißt es in einem seiner Briefe: „Jede, auch die unbedeutendste Arbeit macht mir eine unendliche Mühe. So schreibe ich an diesem Briefe, den ich vor dem Mittagessen fertigbringen wollte, von 11 Uhr an bis 3½ Uhr nachmittags, ohne etwas gegessen zu haben. Am Körper bin ich wie gerädert und habe eine Empfindung, als ob mir das Gehirn gänzlich ausgetrocknet wäre!“

Als er in Stuttgart seine Redakteurstelle aufgeben mußte, versucht ihn Sieber in der Schweiz ohne Erfolg unterzubringen.

Im Jahre 1866 nach München zurückgekehrt, treibt er es genau so arg, wie in Stuttgart. Ende der sechziger Jahre rafft er sich noch einmal zu ernstem Schaffen auf. Dieses neue Aufflackern seiner dichterischen Tätigkeit wird mit einer neuen Leidenschaft in Zusammenhang gebracht. Alexandra Erzberger, geb. von Hedemann, die Geliebte des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe, zieht ihn an. In ihren Memoiren (Ein Blatt der Liebe), in denen sie ganz offen, man könnte beinahe sagen schamlos, über die intimsten Angelegenheiten ihres Lebens spricht, berichtet sie auch über ihr Verhältnis zu Leuthold: „Zu Anfang der sechziger Jahre wohnte Leuthold in meiner Nachbarschaft, und acht Jahre lang hat er verschiedene Annäherungsversuche gemacht; doch als ob eine Vorahnung mir etwas über den tragischen Ausgang unserer Bekanntschaft zugeflüstert hätte, wies ich sie stets zurück. Endlich erreichte der Dichter durch folgende List sein Ziel. Als er eines Abends in Gesellschaft von Künstlern und Schriftstellern heiter plauderte, ließ er in Gegenwart eines meiner guten Freunde höchst beleidigende Angriffe auf meine Person fallen. Als ich den Vorfall erfuhr, bat ich Leuthold zu meiner Freundin, der Baronin von Gratz, zu kommen, überschüttete ihn voll Zorn mit Vorwürfen und fragte ihn, mit welchem Recht er sich erlaubt hätte, eine Frau, die ihm nie ein Leid zugefügt, auf solche Weise zu kompromittieren. ‚Ach, Frau Baronin,‘ erwiderte er da mit einem gutmütigen Lächeln, während mein Blut in mir gegen diesen verhaßten Mann wallte, ‚es war ja der einzige Weg, um mich Ihnen nähern zu können, denn ich wußte genau, meine Worte würden Ihnen hinterbracht werden, und Sie würden mich zur Rede stellen.‘ Ihr Dichter habt ja eine ganz sonderbare Art zu Eurem Ziele zu gelangen, dachte ich innerlich und konnte den bittenden Augen in diesem blassen Gesicht nicht länger zürnen. An jenem Nachmittag schlossen wir Frieden, und von da an datiert unsere Freundschaft. Der Dichter verlängerte seinen ersten

Besuch bis zum Abend, trug uns Bruchstücke aus seinem Epos ‚Penthesilea‘ sowie andere Gedichte vor, dabei war er von so imponierender Eigenart, daß ich bezaubert wie in eine mir unbekannte Welt hineinzuschauen glaubte. Anfangs schien er aus unseren Beziehungen noch einmal Genuß und Lebensfreude zu ziehen, wie ja aus den wenigen vorhandenen Liedern jener Zeit hervorgeht. Oft aber empfand der Unglückliche ebensosehr die Qualen wie die Freuden der Liebe zu mir, denn die Kluft zwischen uns war eine große: ich im blühendsten Alter, gefeiert und geliebt, er ein armer Dichter von gebrochener Gesundheit. Zudem geboten mir einerseits mein Verhältnis zum Fürsten Hohenlohe, andererseits meine Mutterpflichten eine gewisse Zurückhaltung Leuthold gegenüber, die aber seine Leidenschaft nur noch steigerte. Denke ich so recht an die vergangenen Tage zurück, so frage ich mich mit Wehmut, ob des Dichters hoffnungslose Liebe zu mir nicht dazu beigetragen hat, sein tragisches Ende hervorzurufen oder zu beschleunigen. Andere Gefühle als eine mit Mitleid und Bewunderung gemischte Freundschaft konnte ich dem gebrochenen Manne nicht schenken, doch in ihm loderte trotz seines kranken Zustandes sinnliche Begierde, die ich auch nicht befriedigen durfte; dazu nagte eine blinde Eifersucht an seinem Herzen, unter der er unendlich gelitten hat. . . .“

Es mögen aus den Memoiren noch die Angaben über den Ausbruch der Erkrankung folgen: „Da plötzlich kam die fürchterliche Nachricht von meinem Sohne Hermann: Leuthold sei tobsüchtig geworden. Sofort eilte ich (von Paris) nach München, ich fand meinen armen Freund in einer Zwangsjacke. Meine Gegenwart wirkte auf den Unglücklichen beruhigend, stundenlang konnte er bei mir sitzen wie ein hilfloses Kind und meinen tröstenden Worten lauschen; ja zuweilen kehrten lichte Augenblicke in sein zerrüttetes Gehirn ein, so daß ich ihn aus der Heilanstalt herausnahm und an die Möglichkeit seiner Wiederherstellung glaubte. Leider hielt die Besserung nicht lange an, die Perioden der Geistesklarheit wurden immer seltener, die Tobsuchtsanfälle immer häufiger, und schließlich mußte er doch nach der kantonalen Heilanstalt Burghölzi bei Zürich, in seine Heimat, gebracht werden. Im August 1877 begleitete ich meinen kranken Freund nach der Schweiz. Ach, welch' traurige Fahrt. Mir graut, wenn ich daran zurückdenke, und heute nach so vielen Jahren frage ich mich, wo ich die Kraft hernahm, diese Qualen zu ertragen. Ich stand nun in häufigem Briefwechsel mit dem Anstaltsarzt und J. Baechtold, die mich in liebenswürdiger Weise auf dem Laufenden hielten. Ich besuchte auch ungefähr ein Jahr nachher meinen Freund in Begleitung seiner Tochter Rita, doch hatte sich der Zustand des Patienten bedeutend verschlechtert. Die Gefahr um sein Leben trat nach einiger Zeit zurück,

aber trotz der Hoffnung, die der Arzt in einem Schreiben 1879 an mich aussprach, zog es mich doch wieder gewaltsam zu dem armen Dichter hin. „Besuche nur deinen kranken Achilles,“ sprach Fürst von Hohenlohe, als Dr. *Lauffer* mir den Zustand Leutholds wieder in schwärzesten Farben schilderte. Am 30. Juni 1879 traf ich in Burghölzi ein. Der Arme erkannte mich sofort, aber meinen Namen hatte er vergessen. Er weinte wie ein Kind und wiederholte fortwährend: „Jetzt, da ich dich wiedergesehen habe, sterbe ich gerne“. Und richtig, als ich am nächsten Tag in München anlangte, fand ich ein Telegramm vor, das mir seinen Tod meldete.

Daß die Leuthold in den Mund gelegte Äußerung: „da ich dich wiedergesehen habe, sterbe ich gern“, nicht richtig sein kann, ergibt deutlich die Krankengeschichte.

Als L. im Jahre 1877 in München erkrankte, versuchte ein Dr. Freivogel, durch Regierungsrat Sieber in Zürich eine Hilfsaktion in der Schweiz für ihn zustande zu bringen. Keller lehnte damals ab, einen Aufruf mitzuunterschreiben. Schon am 3. XI. 1876 hatte er an Baechthold geschrieben: „... dergleichen wird dem unbehaglichen Manne auch nicht auf die Strümpfe helfen, solange er nicht ein Stück Arbeit vorweist. Er ist übrigens in dieser Beziehung ein echt lyrisches Genie: Viel leben und nichts tun und darüber die Schwindsucht bekommen und dann das Vaterland, den kleinen Käs, anklagen!“

Daß indessen durch Sieber L. doch geholfen wurde, erfahren wir aus einem Briefe Kellers an Baechthold vom 17. VII. 1877: „Von L. fuhr ich durch Sieben folgendes: Es wurden ihm vorderhand hundert Mark eingehändigt und zugleich die Logismiete bereinigt. Dann persuadierte man ihm, zunächst ins Münchener Krankenhaus mit eigenem Zimmer zu gehen. (Andere Versorgung ist schon deshalb nicht tunlich, weil er infolge der Krankheit unter sich gehen läßt resp. unreinlich ist.) Man mußte aber mehreremal mit der Droschke vergeblich bei ihm vorfahren und warten; er ließ sich nicht bewegen mitzukommen. Endlich tat er's. Als aber, da von bisherigen Ärzten keinerlei Zeugnis oder Krankenbericht vorlag, der fungierende Anstaltsarzt eine Untersuchung vornehmen wollte, gab er keinerlei Antwort, so daß jener abziehen mußte. Hierauf unruhige Nacht, zuletzt Randalieren, Zerschlagen der Möbel, Unterbringung in ein vergittertes Zimmer, Erklärung der Ärzte, daß er ins Irrenhaus gehöre, Weigerung der Direktion des letzteren, ihn aufzunehmen: Man soll ihn nach Zürich bringen, wo man eine eigene Irrenanstalt habe usw. Endlich sei er, nach dem letzten Berichte, wieder in die allgemeine Krankenanstalt verbracht worden, bis konstatiert sei, daß er wirklich an Wahnsinn leide oder nur infolge paralytischer Zustände gestört sei...!“

In das Krankenhaus war L. am 4. VII. 1877 aufgenommen worden, am 6. VII. beantragte Dr. *Posselt* seine baldige Verbringung in die

königl. oberbayrische Kreisirrenanstalt, da er den ganzen Tag in der Tobzelle getobt und das ganze Krankenhaus in Aufregung und Unruhe versetzt habe.

Am 16. VIII. 1877 wurde er in die Irrenanstalt Burghölzli aufgenommen.

In der Anstalt bezahlte für L., der vollständig mittellos war, seine arme Gemeinde die Verpflegungskosten 3. Klasse, der Kanton aber übernahm die Mehrkosten und ließ ihn 2. Klasse verpflegen.

Nach der Krankengeschichte der Irrenanstalt Burghölzli war er dorthin gebracht worden unter der Vorspiegelung, die Einrichtung einer Irrenanstalt zu besichtigen. Bei der Unterredung zeigt er sich sehr apathisch und gleichgültig, ist durchaus indifferent gegen alles, was man ihm zeigt oder vorschlägt, drängt dann auf einmal fort, wird bei der bestimmten Erklärung, er müsse hier bleiben, sehr aufgeregt, schimpft, verlangt in unzusammenhängenden, gereizten Ausdrücken von seiner Begleiterin, daß sie mit ihm fortgehe, läuft wild auf und ab. Die erste Nacht ist er sehr unruhig, läßt Faeces und Urin an den Boden und ins Bett. Dem Aufnahmebefund ist zu entnehmen: Große, schön-gewachsene, kräftig aussehende Gestalt, ordentlicher Ernährungszustand. Schädel gut geformt. Keine Ptosis. Enge, gleichweite, träge reagierende Pupillen. Sprache ist langsam, anstoßend, näselnd, oft sehr mühsam. Gedächtnis kolossal reduziert, keine Idee von der jüngsten Vergangenheit, und Fragen über früher Erlebtes werden gar nicht oder mit „wie heißt usw.“ beantwortet. Patient versteht ganz einfach gestellte Fragen gar nicht. Urteil und Denkvermögen auf ein Minimum reduziert. Große Blödigkeit und Apathie. Händedruck auffallend schwach, besonders rechts. Gang unsicher, stark schwankend, besonders nach der rechten Seite.

Bis Mitte September heißt es von ihm, daß er mit Gier ißt, anhaltend sehr unreinlich ist und nachts oft lärmt. Die einfachsten Fragen werden nicht beantwortet, er weiß nicht, wo er ist, kennt den Arzt nicht, usw. Von Mitte September ab bessert sich sein Zustand, er ist nicht mehr so unreinlich, gesellt sich zu anderen Kranken, verlangt nach Zeitungen, erzählt in zusammenhängender, geordneter, hie und da recht treffender eleganter Ausdrucksweise von seinen früheren Erlebnissen, zeigt eine große Bescheidenheit in der Beurteilung seiner eigenen Schöpfungen. Ende November verschlimmert sich sein Zustand wieder auffallend, er halluziniert offenbar, erzählt, er habe vernommen, daß ein gewisser Herr, der mit ihm zusammen in München eine Liebschaft gehabt habe, hierher nach Zürich gereist sei, um ihn zu ermorden, er habe ihn auch gesehen und erkannt. Kurze Zeit darauf geht es L. wieder etwas besser aber vom Mai 1878 ab schreitet die Verblödung ständig weiter, er ist wieder sehr unsauber, gleichgültig, interessenlos, lärmt oft, bis er dann

am 1. VII. 1879 zum Exitus kommt, nachdem er tags zuvor einen paralytischen Anfall gehabt hatte. Die Sektion ergab, daß er neben der Lungentuberkulose noch eine Lebercirrhose hatte.

Was den Dichter anbetrifft, so wollen wir uns nicht in den Streit der Zünftigen mischen, ob L. ein großer Lyriker oder ein formvollendeter Nachempfunder gewesen ist. Man hat mit emsigem Fleiß alles zusammengetragen, was ihm als Vorbild gedient haben soll; schließlich kommt es aber doch darauf an, was ein Dichter aus dem Vorbild macht, man denke nur an Heines Lorelei. Wir wollen auch hier nicht die gewiß interessante Frage diskutieren, ob nicht gerade sein verfehltes Leben es ihm ermöglicht hat, in die Tiefen des Lebens zu dringen. In einem Briefe an seine letzte Geliebte heißt es: „Ich trag ein angefangenes Lied in mir; als es am vollsten klang, wurde es abgebrochen in schriller Dissonanz. Nun ist es spät geworden . . . ich finde keinen Schluß mehr . . . Ich habe das Lied meines Lebens verfehlt . . .“.

Wie die meisten Psychopathen, sucht er die Schuld am Mißlingen seiner Unternehmungen nicht in sich, sondern in andern. Eine falsche Erziehung hat ihm nicht die Hemmungen gegeben, die für den Lebenskampf erforderlich sind. In seiner Haltlosigkeit kommt er nicht zum Abschluß seiner Studien, gelingt es ihm nicht, irgendwo festen Fuß zu fassen. Einmal dem Alkohol verfallen — ob wirklich infolge der gegen sein Lungenleiden verordneten Rotweinkur, bleibe dahingestellt —, kommt er nicht mehr vom Alkohol los, und er begeht derartige Exzesse, daß er sich unmöglich macht. Infolge dieser alkoholischen Exzesse versiegt nicht nur seine dichterische Produktivität, auch seine beruflichen Pflichten als Redakteur werden arg vernachlässigt. Mit seiner letzten Liebe tritt einige Zeit eine Besserung in seinem Verhalten ein und damit ein neues Aufflackern seines dichterischen Schaffens. Bald verfällt er aber wieder dem Alkoholismus. Die starken moralischen Defekte jedoch, die sich im Jahre 1875 zeigen, scheinen schon durch die beginnende Paralyse bedingt zu sein, die dann im Jahre 1876 deutlich in Erscheinung tritt. Wann er sich infiziert hat, ist aus dem Material, das bisher von und über ihn vorliegt, nicht feststellbar, die Diagnose ist jedoch auch so einwandfrei zu stellen: Ein haltloser Psychopath mit Alkoholabusus endet an einer progressiven Paralyse (demente Form).